

# Einnahme und Zerstörung des Bergschlosses Hohen-Trins in Graubünden : eine rhätische Volkssage

Autor(en): **Looser, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht**

Band (Jahr): - **(1847)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-327246>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

war gut und schön, aber von allem ward ich immer schwächer und kränker, und die gute Frau glaubte, sie thue Mutterwerke an einer Waise.

Aber was that der Herr? Guter Vetter! könnte ich dir auch das noch klagen.

Einmal an einem Frühlingmorgen mußte ich seinen schönen Bildersaal ausfahren; es war das erstemal, daß ich den Saal sah; er ist herrlich und schön, schöner als eine Kirche im Papstthum, und voll von Bildern. Ich sah die Bilder an, und je mehr ich sie ansah, je mehr mußte ich sehen. Da kam ich auf eines, mein Aug startete mir, und mein Herz klopfte mir, da ich es sah. Ein Jüngling, gerade und schön mit offenem Haar, in einem Hirtenkleide, im Sommerhut und ohne Strümpfe, bei einem Mädchen; der Jüngling sah aus wie Heinrich aus, den die Werber gestohlen. Armes Land, dachte ich, sie stehlen deine schönen Knaben, und bilden sie dann in Figuren ab, denn in der Stadt haben sie keine dergleichen. Und mein Besen fiel mir über den Schäfer, der wie Heinrich ausah. Da brach das Bild und sein Glas schmetterte in tausend Stücken zu Boden. Mir war grün und schwarz, und alle Farben vor den Augen, ich zitterte an Händen und Füßen.

Da kam der Herr, der Glas brechen hörte, in den Saal, sah mein Entsetzen und sagte lächelnd und freundlich: „Fürchte dich nicht, der Schaden ist nicht groß, es muß dich nichts kosten.“ Da erholte ich mich wieder, und lächelte ihm Dank, ihm, meinem Herrn. Er aber nahm mir freundlich die Hand, und umschlang meinen Hals. Ich widerstand seinem Kusse nicht: ich war voll Dank und Freude, daß er so gut war; da gab er mir eine Schale voll stärkenden Saft, für den Schrecken und Zuckerzeug: ich aß es, und seit der Zeit küßte mich mein Herr immer, wo er mich allein sah, und gab mir Zuckerzeug. Das ging Jahr hin, und das Zuckergetränk verdarb mich vollends. Die Jungfer, die mich ins Haus brachte, merkte es endlich, und sagte es der Frau, die mich überraschte, da er mich eben küßte; die Zuckererbschen fielen mir aus der Hand auf den Boden, wie sie die Thür aufmachte. Aber O! O! die Mutter! wie sie raste, wie kein Hund, wie kein Thier so abscheulich wäre wie ich. O Elend! O Jammer! O Verheerung der Stadt! ich will dir entfliehen! Ja! jetzt bin ich arm, mit allen meinen Jahrlöhnen im Saal! Bei meiner Mutter war ich reich! Guter Vetter! daß du mir jetzt sagtest: Gehe in die Stadt, und komm dann wieder!

## Einnahme und Zerstörung des Bergschlosses Hohen-Trins in Graubünden.

Eine rhätische Volksage, erzählt von E. Looser.

Wer Rhätien, von Fremden noch immer wenig besuchten, und doch an Schönheiten und Wundern der Natur, wie an geschichtlichen Denkmälern so reichen Berge und Thäler durchwandert, trifft fast auf jedem Hügel oder Berge irgend eine alte Burg an, deren Trümmer aber jetzt meistens die einsame Behausung der Nachteulen und Fledermäuse sind. Von den meisten aber sagt uns die Geschichte über ihren Ursprung und ihr Schicksal leider nichts; nur fragmentarische Sagen haben sich von ihnen erhalten. Eine solche geben wir hier unter einigen poetischen Zuthaten über die Einnahme und Zerstörung des Bergschlosses Hohen-Trins. Dieses findet sich nicht weit von dem bekannten schönen Reichenau, in der Nähe des von ihm benannten Dorfes, an der ins Bündner Oberland führenden Landstraße. Dort liegen seine Überreste auf hohen, fast unzugänglichen Felsen, von diesen kaum zu unterscheiden. Seine Erbauung wird Pipin, dem Vater Karls des Großen, zugeschrieben. In den frühesten Zeiten ward es von einem eigenen Herrschergeschlecht besessen. Nach dessen Aussterben wechselten seine Besitzer oft ab. Zuletzt gehörte es den Freiherren von Heuven. Am 2. Juli 1470 wurde es, nach

gewaltfamer Einnahme; wahrscheinlich durch Brandlegung, ein Raub der Flammen, etwa auf folgende Weise, wie die Sage erzählt.

Der letzte Besitzer gehörte zur Klasse jener rohen, übermüthigen, grausamen Burgherren, welche in jenen Zeiten der stolzen Willkür und ehernen Gewalt die Geißeln ihrer Unterthanen und der Schrecken der Nachbarn und Reisenden waren. Außer seinem wilden Charakter verleitet ihn auch noch seine ökonomisch-bedrängte Lage, in die ihn seine und seiner Vorfahren Verschwendung versetzt, zu allerlei Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten. Wehe dem fremden Wanderer, der sein Gebiet betrat und von ihm erhascht wurde! Wehe, wer ihm zu frohnen hatte oder ihm zinsbar war! Wehe, wen sein Zorn oder seine Rache erreichte! Hier ein paar Beispiele davon.

Einst trat eine kleine Karavane von Kaufleuten auf den damals in mehr als einer Beziehung nicht geheuren Weg über die rhätischen Alpen die Reise nach Italien an und wurde, nicht weit von Reichenau, von dem stets lauernnden Raubritter überfallen und geplündert. Doch nicht zufrieden mit der etwas geringen Beute, behielt er einen der Reisenden als Geißel zurück, um noch ein großes Lösegeld zu erpressen. Als dieses ausblieb, ließ er den armen Gefangenen ins finstere Verließ werfen und wochenlang darin schmachten, bis es der gutherzigen Burgfrau gelang, den Unglücklichen aus Erbarmen durch eine List zu befreien. In Abwesenheit ihres Gemahls ward der Kerker durch einen treuen Diener geöffnet, der Erlöste mit Geld und Kleidern versehen und seiner Freiheit wieder gegeben. In seine eigenen Kleider wurde ein Strohmann gesteckt und bei der Rückkehr des Schloßherrn diesem vorgegeben, der Gefangene habe das Leben ausgehaucht. Es ward sogleich der Befehl ertheilt, den vermeintlichen Todten fortzuschaffen und in den nahen Teich zu werfen, „damit er den gefräßigen Hechten zum willkommenen Schmause diene.“ — Aber, o trauriges Verhängniß! Wenige Wochen nachher erschien ein fremder Bote mit einem Kistchen im Schloß und übergab es nebst einem Briefe der Burgfrau. Jenes enthielt einen kostbaren Halschmuck als Geschenk und in diesem waren die innigsten Ausdrücke des wärmsten Dankes zu lesen; — von wem, ist leicht zu errathen, von wem anders, als von jenem erlösten Kaufmann. Unglücklicherweise kam der Burgherr eben dazu, als das Kistchen geöffnet und der Brief gelesen wurde. Hastig entriß er diesen den Händen seiner erschrockenen Gattin, die durch ihr Widerstreben, ihr Erröthen und ihr Erschrecken die Neugierde und den Verdacht des Ritters erregte, so wie endlich seinen Zorn in wüthende Flammen versetzte. Nachdem er den Brief gelesen, brach er in rasende Wuth aus. „Treulose! Glende! Teufliche Natternbrut!“ schrie er und ergriff die zitternde Frau, welche in ihrer Angst kein Wort hervörbringen konnte. „Fort mit dir, hinab zur Hölle!“ Damit schleuderte er das unglückselige Opfer durch das offenstehende Fenster von dem hohen Felsensitze in die schauerliche Tiefe hinunter. „Jesus Maria! Ich bin unschuldig! Gott, vergib ihm und mir sei gnädig!“ waren die letzten Worte, die über die seufzenden Lippen des dem Rachen des Todes entgegen stürzenden edeln Wesens drangen.

Schauder und Entsetzen erfüllte nah und fern Jedermann, der den tragischen Vorfall vernahm. Besonders erschüttert und ergrimmt wurden die Unterthanen von Hohentrins. So sehr sie ohnedies mit Haß und Abscheu gegen ihren harten Gebieter erfüllt waren, eben so sehr waren sie mit Liebe und Hochachtung der grausam geopfertten, milden Gebieterin zugethan, wozu sie alle Ursachen hatten; denn sie hatte sich der armen geplagten Landleute stets hülfreich angenommen und ihnen auf jegliche Weise den bitteren Leidenskelch verfürst, den sie in ihrer Abhängigkeit und in ihrem schutzlosen Zustand, ach! so oft zu kosten bekamen. Die Größe des erlittenen Verlustes ward allgemein erkannt und noch allgemeiner war die schmerzliche Theilnahme an dem grausen Geschie, das die mit Recht innigst geliebte und geachtete Landesmutter so eben getroffen. Der schon lange gehegte Ingrimm, die schwer zu unterdrückende Entrüstung und der tief empfundene Schmerz waren auf dem Punkte zum wildesten Ausbruch. Nur mit Mühe gelang es

einigen besonnenen Männern, das erregte Volk durch verwinstige ernde Vorstellungen von einem Gewaltakt gegen den Schloßherrn abzuhalten. „Da könnt ihr,“ sagten sie, „die feste, uneinnehmbare Burg lange bestürmen und euch an ihren Felsenmauern die Köpfe einrennen — es ist Alles umsonst. Ueberdies bedenkt, welche Bertheidigungsmittel ihr Bewohner besitzt und in welchen Verbindungen er mit seinen Sinnes- und Bundesgenossen steht. Es bedarf nur eines Zeichens auf der ganzen Wartlinie, auf der Hohentrins mit den vielen Burgen im Domleschg und anderswo steht: in einem Nu sind seine Verbündeten da und nehmen blutige Rache an euch.“ — Das leuchtete dem Volk ein, doch kein Grimm und Schmerz erlosch nicht, ja der Unwillen und die Entrüstung fand neue Nahrung durch des Hohentrinsers fortgesetzte und vermehrte Bedrückungen und Ungerechtigkeiten aller Art. So hatte er in seiner Finanznoth seinen Unterthanen schon längst das Anerbieten gemacht und die Gelegenheit verschafft, sich von aller Dienstbarkeit loszukaufen. Viele machten davon Gebrauch und brachten ihm schwere Lösegelder, aber die meisten wußte er durch List und Gewalt darum zu betrügen, wie es z. B. Hans Beeli von Flims erfahren. Dieser ließ die geforderte Loskaufssumme durch seinen achtzehnjährigen Sohn auf das Schloß bringen. Der Herr sackte sie ein, aber rückte weder mit einem Empfangschein noch Freibrief heraus. Der junge Beeli wollte natürlich seine Rechte geltend machen, aber umsonst. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel und bald legte der jähzornige Burgherr Hand an den Burschen. Doch dieser stellte sich zur Gegenwehr und drückte seinen Gegner mit nerviger Faust etwas unsanft an die Wand. Auf den entstandenen Lärm erschienen die Diener des Herrn und auf dessen Befehl ergriffen und banden sie den jungen Beeli und warfen ihn ins Verließ, wo er schmachten mußte, bis ihn sein Vater mit schwerem Gelde loskaufte.

Haß und Rache erfüllten indessen die Brust des wieder befreiten Jünglings immer mehr. Er brütete Tag und Nacht an allerlei Plänen, sich an dem ungerechten Zwingherrn zu rächen, doch entdeckte er sie nur wenigen Vertrauten, die gleich ihm verschwiegen waren wie das Grab. Kurz, es bereitete sich im Stillen unter wenigen gleichgesinnten, muthigen, entschlossenen jungen Männern eine förmliche Verschwörung gegen den Tyrannen vor. —

In dieser Zeit fand sich ein fremder, alter Harfenspieler mit einem noch ziemlich jungen Geiger in der Gegend ein. Diese beiden Tonkünstler schienen die Leute durch ihr Saitenspiel nicht so wohl erheitern, als vielmehr zu Almosen bewegen zu wollen. Im Grunde aber hatten sie ganz andere Absichten. Sie sind leicht zu errathen, wenn man weiß, daß der Eine — jener Kaufmann war, der einst im Hohentrins Burgverließ gefangen gehalten, durch die edle Frau befreit und dadurch die nächste Veranlassung zu deren tragischem Ende geworden. Er wußte bald das Vertrauen des jungen Beeli zu gewinnen und entdeckte sich ihm endlich. Es ward Näheres verabredet und vorbereitet.

Unter den Verschwornen befand sich auch ein Schuhmacher. Dieser ward einst von dem Schloßherrn mit seinen Gefellen auf die Stöhr berufen. Denn damals war es, wie es in Bünden, zumal auf dem Lande, noch heutzutage der Fall ist, Sitte, Schneider, Schuster, Sattler u. d. gl. Handwerker auf die Stöhr zu nehmen.

Während unser Schuhmacher mit seinen rüstigen Gefellen in der Wohnstube der Burg an der Arbeit war, ertönte im Schloßhose auf einmal eine liebliche Musik. Es war der genannte Harfner und Geiger. Ihr reizendes Spiel lockte den Burgherrn ans Fenster und mit Wohlgefallen schien er ihnen aufmerksam zuzuhören. Da schlichen die Schuster sachte auf ihn zu, packten ihn unversehens und stürzten ihn von der Höhe in die furchtbare Tiefe, so daß er augenblicklich das Leben endete und vielleicht nur noch das Jubelgeschrei der Verschwornen hörte: „Rache und Vergeltung!“ — Die, immitteltst im nahen Dickicht versteckt gewesenen bewaffneten Bauern drangen nun, die Dienerschaft leicht überwältigend, ins Schloß und gaben es den Flammen preis. — Von dieser Zeit an waren sie frei und ihre glücklichen Nachkommen sind noch zur Stunde im Besitz der kostbarsten Freiheit und Unabhängigkeit.